

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Du hast es besser	189
Die Wahrheit. Von Adolf Kapp	215
Belegewirtschaft. Von Kadon	217

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank.

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steingl. 9031-9035.

Stahlkammer mit Safesanlage.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Ferd. Rothschild

Hofl.

Bandagen

Erfurt

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-klimat.
Heilanstalt. Mod. Hotel-Dependance:
Bärenberger Hof bei Schierke. Wunder-
volle Lage.

Geh. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Deutsche Bierbrauerei Aktiengesellschaft.

Die auf 1% festgesetzte Dividende ge-
langt von heute ab mit **M. 10.—** ausser
an unseren **Gesellschaftskassen** in
**Berlin-Charlottenburg, Dresden und
Hamburg**

bei der **Bank für Handel und In-
dustrie** in **Berlin, Frankfurt
a. M., Hannover und Strass-
burg i. E.**

bei der **Nationalbank für Deutsch-
land** in **Berlin**,

bei dem **Bankhaus Hardy & Co.,
G. m. b. H.** in **Berlin**,

bei dem **Bankhaus Gebr. Arnhold**
in **Dresden**,

bei der **Bank für Brau-Industrie** in
Berlin und Dresden,

bei der **Commerz- und Disconto-
Bank** in **Berlin, Hamburg und
Hannover**

zur Auszahlung.

Berlin, den 28. Januar 1915.

Der Vorstand.

Vorbild (Jung z. Einjähr.-, Prim.-, Abit.-Präg.
I. Dr. Harangs Anst., Halle-S. 72.

„Schickt Bücher ins Feld!“ ist die Mahnung, die ein der heutigen Nummer beigelegtes, sehr reichvoll ausgestattetes Bücherverzeichnis der **Verlagsbuchhandlung Volz & Co. Leipzig** zum „Vergnügen von Vorgesetzten und Soldaten“ an Herz legt. Eine Aufforderung, die jeder Einsichtige nur nachdrücklich unterstützen kann. Geistige Anregung ist dem deutschen Soldaten, dem „kulturlosen Barbaren“, auch im Felde ein Bedürfnis; ein handliches Büchlein, das kaum das Gepäck beschwert und in Ruhestunden geistige Anregung gewährt, nimmt jeder gern in Tornister oder Tasche mit. Gute Bücher sind uns keine Luxusgegenstände, sondern höchst notwendige Dinge; wie sehr unentbehrlich, sagt wohl jedem von uns und mancher Brief aus dem Felde. Auch auf dem erwähnten Verzeichnis sind einige solcher recht eindringlich sprechenden Stellen wiedergegeben.

Ein kleines Buch läßt sich so manchem Feldpächchen ohne Gewichts-
überschreitung nach beifügen. Die Bücher der allbekannten **Reclam'schen
Universal-Bibliothek** sind mit ihrem geringen Gewicht, bequemen For-
mat und billigen Preis (nur 20 Pfg. jede Nummer) wie dazu geschaffen.



Berlin, den 13. Februar 1915.

Du hast es besser.

England•Amerika.

Vor hundert Jahren erschien in Campe's nürnbergger Verlag eine „Geographisch-Statistische Beschreibung aller Staaten und Nationen der Erde“; ein von deutsch sehnhaftem Fleiß bereitetes Werk, dessen erster Subskribent der König von Preußen war und das der Waterloo Stimmung, der festländischen Ehrfurcht vor Englands Größe und Macht einen beinahe andächtigen Ausdruck gab. „Der Charakter des Engländers ist, wie seine Sprache und sein Körperbau, kräftig und energisch, ohne leichte Biegsamkeit und glatte Abrundung. Sein Gepräge ist wie das eines neuen Münzstückes: nicht abgerieben, sondern leicht zu entziffern und zu lesen; während der Franzose kein Gepräge, keinen Charakter mehr hat. Seine glücklichste Verfassung giebt dem Engländer ein hohes Gefühl für seine Nation, das oft in Nationalstolz ausartet. Der Enthusiasmus für seine Freiheit, eingesogen mit der Muttermilch und genährt durch eine zwanglose Erziehung, weckt in ihm die sonderbarsten Launen und reißt ihn zu den bizarrsten Handlungen hin. Treu seinem Wort handelnd da, wo der Franzose nur schöne Phrasen hat. Kein Land der Erde hat es in der Veredlung und Zubereitung der Stoffe so weit gebracht wie Großbritannien; und wenige Länder können sich einer so hohen Kultur der Wissenschaften, fast in all ihren Zweigen, rühmen. Shakespeare, Milton, Newton, Johnson, Hume, Gibbon, Robertson, Addison, Steele: welche große

Namen! Die staatswirthschaftliche Verwaltung Großbritanniens hat besonders in den neuesten Tagen Europas Staunen auf sich gezogen. Als der Tyrann Bonaparte und seine gedungenen und ungedungenen Speichellecker Englands Bankerot ankündeten, unterstützte es, mit Geld und Kriegsgeräth, alle Nationen, die für ihr Heiligstes kämpfen wollten, und sein innerer Flor nahm immer mehr zu, trotzdem ein beispielloser zwanzigjähriger Krieg sehr große Anstrengungen erheischte. Die bewaffnete Macht ist zu Land stark, auf der See aber noch nie in der Geschichte erreicht worden. Der britische Soldat hat in Spanien und bei Waterloo, unter der Führung des großen Wellington, seinen alten Ruhm behauptet, der durch das sonderbare Vorurtheil, daß der englische Soldat auf dem Land nicht viel tauge, besonders in Deutschland in ungerechter Weise geschwächt worden war. Unter den höher kultivirten Nationen Europas ist keine, welche weniger Furcht vor dem Tod hat als die britische. Und warum sollte sie zu Land weniger Muth zeigen als zu See, wo sie alle Völker der älteren und neueren Zeit übertrifft? Am ersten September 1814 zählte ihre Seemacht 933 Schiffe. Als die letzten englischen Besitzungen auf dem Festland verloren waren, fand der sich immer weiter ausbreitende britische Seehandel an Frankreich einen Nebenbuhler, der sich bald zum Leiter der übrigen von England gefährdeten Handelsstaaten aufwarf. In der gräuelvollen Revolution wurde Frankreichs Marine fast ganz vernichtet; und nun suchte Bonaparte sein Tyrannensystem und seine Absicht auf Alleinherrschaft dadurch zu bemänteln, daß er vorgab: durch Verschlüßung aller Häfen des festen Landes und durch Besetzung der europäischen Seeküsten könne Großbritanniens Handelsmonopol und damit also das große Reich selbst gestürzt werden. Doch eben dadurch stürzte er sich selbst; und bei seiner zweiten treulosen Erscheinung wurde er ganz unschädlich gemacht. Großbritannien ist jezt auf einem sehr hohen Standpunkt. Für die Sicherheit der Menschen ist durch vortreffliche Einrichtungen gesorgt. Von dem Ausbruch der französischen Revolution bis 1813 haben fremde Unglückliche von England vier Millionen Pfund Sterling erhalten und für die im Freiheitkrieg so sehr geschädigten deutschen Bezirke hat das Parlament und die Privatwohlthätigkeit dreihunderttausend Pfund hingegeben. Fast alle englischen Städte sind gut gepflastert und schön erleuchtet. In London wird das che-

misch aus Steinkohle abgezogene Gas bald die Dellampen verdrängen und die Hauptstadt dann einer Feenresidenz gleichen. Eine andere höchst wichtige Erfindung sind die durch Dampfmaschinen bewegten Fahrzeuge und Boote, die fünf oder sechs Englische Meilen stündlich gegen Wind und Fluth machen. Ja, man hat schon Landkutschen mit einer Dampfmaschine in Vorschlag und Ausführung gebracht; und wo eiserne Wege sind, leidet diese Erfindung, die der Pferdegarricht nicht bedarf, keinen Zweifel. Englands Hauptpolitik muß hinfüro sein: den allgemeinen Welthandel so in seinen Händen zu erhalten, daß es ihn immer nach seinen Absichten lenken kann, deshalb die Oberherrschaft zur See von jeder Nation anerkennen zu lassen; und seinen Fabriken, seinem Gewerbfleiß den größten Absatz zu verschaffen, damit durch den ausgebehntesten Handel und außerordentliche Industrie die öffentlichen Kassen die großen Summen empfangen, die zur Befriedigung der Gläubiger und der Bedürfnisse des Staates, wenn er auf seiner Höhe fortbestehen will, durchaus nothwendig sind. Wer sich diesen Absichten Britanniens entgegenstellt, ist dessen natürlicher Feind; wer sie zu fördern sucht, ist der natürliche Freund. Aus diesem Grunde ist Frankreich wieder der natürliche Nebenbuhler von Großbritannien. Denn zwei nächst benachbarte Reiche, mit großer Küstenausdehnung, herrlichen Häfen, vielen Erzeugnissen aus Natur und Kunst, wo bei dem jetzt an Marine schwächeren der viel größere Flächenraum und die Volkszahl, verbunden mit der regsamen Schwinderei der Nation, zum Widerstand aufmuntern, können in ihren politischen Ansichten nie aufrichtige Freunde werden." So sah das Auge eines biederen Deutschen das England, dessen König und Glaubensschützer (damals der tolle Georg) Herr in Hannover und auf der den dänischen Gottorpern abgepreßten Insel Helgoland, auf Gibraltar und Malta war, in Ostindien und breiten Flächen des amerikanischen Nordens, auf Ceylon und den Sundainseln, an Afrika's und Westindiens Küste, auf wichtigen Eilanden aller Meere einer bunt wimmelnden Menschheit gebot.

Schärfer hatte ein Dritteljahrhundert zuvor ein Greisenauge gesehen: Frikens von Preußen. „Als Pitt aus dem englischen Ministerium schied, trat der Schotte Bute an seine Stelle. Er brach sofort alle Beziehungen zu Preußen ab. Beim Friedensschluß mit Frankreich opferte England schamlos die Interessen Preußens.

Dann folgte eine noch ärgere Treulosigkeit. Die Engländer boten dem Haus Oesterreich die Eroberung Schlesiens an; diesen Dienst sollte der wiener Hof mit der Aufnahme seiner alten Beziehungen zu England vergelten. Ja, als ob der Niedertracht noch nicht genug wäre, setzte Bute in Petersburg Alles in Bewegung, um den König von Preußen dem Zaren Peter dem Dritten zu verfeinden. Daß aber sollte ihm nicht gelingen. Durch solches Uebelwollen und so offenbare Verräthereien waren alle Bande zwischen Preußen und England zerrissen und auf das Bündniß, das gemeinsame Interessen geknüpft hatten, folgte die bitterste Feindschaft und der glühendste Haß. Bute beherrscht das Reich und den König und hüllt sich, wie die Bösen Geister, von denen man immer redet und die man niemals sieht, in tiefes Dunkel. Sein System ist das der alten Tories: nach ihrer Behauptung geht es dem Reich nur gut, wenn der König despotisch schaltet und Großbritannien, statt sich in Bündnisse mit den Festlandsmächten einzulassen, sich nur der Förderung seines Handels widmet. Paris ist ihm, was Karthago dem Censor Cato war. Könnte Bute alle französischen Schiffe zusammenzutreiben, er würde sie mit einem Schlag vernichten. Er ist herrisch und hart, nicht wählerisch in den Mitteln, aber seine Ungeschicklichkeit ist noch größer als sein Starrsinn. Er bewog den König, den amerikanischen Kolonien willkürlich Steuern aufzuerlegen. Die Amerikaner, die Bute keiner Bestechungsversuche gewürdigt hatte, lehnten sich offen gegen die Steuern auf, die mit Recht, Brauch und Freiheit nicht vereinbar waren. Eine weise Regierung hätte die Unruhen im Keime erstickt; das londoner Ministerium verfuhr nach ganz anderen Grundsätzen. Zu neuen Händeln kam es wegen einiger Kaufleute, die das Monopol auf einzelne ostindische Waaren hatten. Die Kolonien sollten gezwungen werden, diese Waren zu kaufen. Auf einem Kongreß in Philadelphia warfen die Amerikaner das ihnen unerträglich gewordene englische Joch ab und erklärten sich für unabhängig. Dadurch wurde Großbritannien in einen sehr theuren Krieg gegen seine eigenen Kolonien verwickelt. Bute glaubte, siebentausend Mann regulärer Truppen würden zur Unterwerfung Amerikas genügen; da er kein Newton war, irrte er. General Washington, den man in London das Haupt der Rebellen nannte, siegte sofort über die bei Boston versammelten Royalisten. König Georg hatte auf Siege gehofft; die Nachricht von dieser

Niederlage überraschte ihn und die Regierung war genöthigt, einen anderen Plan zu entwerfen. Sie mußte eine stärkere Armee aufstellen, fühlte aber, wie schwer es war, so viele Leute aufzutreiben. Stets hat es den Engländern an schmiegsamer Gewandtheit gefehlt; sie sind nur auf ihren Vorthell erpicht und verstehen nicht sich dadurch zu nützen, daß sie auch Anderen Vorthell verschaffen. Sie glauben, mit ihren Guinees Alles ausrichten zu können. Sie wandten sich zunächst an die Zarin. Aber die stolze Katharina fand den Gedanken, von einer fremden Macht Subsidien anzunehmen, tief unter ihrer Würde. Schließlich nahmen in Deutschland geldgierige oder verschuldete Fürsten das englische Almosen. So bekamen die Engländer zwölftausend Hessen, viertausend Braunschweiger, zwölfhundert Ansbacher, eben so viele aus Hanau und ein paar hundert Leute aus Waldeck. Außerdem sandte der Hof viertausend Hannoveraner nach Gibraltar und PortMahon: zur Ablösung der englischen Garnisonen, die nach Amerika geschickt wurden. Jedes Kriegsjahr kostete die Engländer sechs Millionen Pfund. Der Feldzug brachte zunächst keine Entscheidung. Doch gegen Ende des Jahres 1777 wandte das Glück sich offen den Kolonien zu. Auf Befehl des Hofes rückte General Bourgoyne mit dreizehntausend Mann aus Kanada vor, um gegen Boston zu operiren, während der Oberbefehlshaber Lord Howe, der nichts davon erfuhr, Philadelphia einnahm. Dieser Mißgriff verdarb Alles. Bourgoyne hatte keine Pferde zum Transport der Lebensmittel und mußte sich mit seiner Armee den Amerikanern, die er unterwerfen wollte, ergeben. Solche Katastrophe hätte in alter Zeit das ganze Volk gegen die Regierung empört und vielleicht eine Revolution bewirkt. Jetzt hörte man in England nur leises Murren. Das Geld wurde mehr als das Vaterland geliebt und das englische Volk, einst edel und hochherzig, fand den persönlichen Nutzen wichtiger als die Sorge für das Gemeinwohl seines Staates.*

Die einzelnen Vorgänge und Empfindenswandlungen aus der Zeit des Krieges um Amerikas Freiheit stehen deutlicher vor unserem Blick, als Friß sie zu sehen vermochte. Dem dritten Georg ist der Theezoll das Zeichen oberherrlicher Gewalt; den in Amerika angesiedelten Männern, besonders, in Massachusetts, den Enkeln der Puritaner, das letzte Bleibsel der lästigen Pflicht, dem Mutterland Waaren abzukaufen. Eine Schaar mummt sich in

Indianertracht; erklettert die Schiffe der Ostindischen Compagnie und wirft dreihundertvierzig Kisten Thee ins bostoner Hafenwasser. Vier Regimenter, denkt der King, bringen die Rebellen rasch in Vernunft. Die Kaufmannschaft in London und Bristol mahnt zu Versöhnung; Virginien, die älteste und reichste Britenkolonie, müht sich um die Festigung des Familienlebens. Doch George will seinen Krieg. Jenseits vom Weltmeer redt ein anderer George sich in schlichte Größe auf: Washington. Mit Steubens, des Preußen, Drillmeisterhilfe schafft er aus Bürgern ein Feldheer. Fast acht Jahre lang währt der Kampf. Frankreich verbündet sich den Amerikanern und öffnet ihren Schiffen seine Häfen. Soll England der Tochter in der Atlantis die Freiheit gönnen? Der alte Pitt läßt sich noch einmal ins Oberhaus tragen, warnt, mit erlöschender Stimme, vor dem Verzicht auf Amerika; und stirbt noch am selben Tag. Schon sagt auch Spanien den Briten Fehde an. Schon gesellt deren Feinden sich Holland, das seine Schiffsladungen nicht von den Engländern durchschnüffeln lassen will. Gibraltar hält sich drei Jahre. Das franko-spanische Geschwader wird auf der Fahrt nach England vom Sturm in den brester Hafen zurückgepötscht. Aber auch die englische Flotte wird, von den Linien Schiffen des französischen Admirals Grasse, arg geschwächt; und in Irland wüthet Empörung. Demüthigendem Friedensschluß, der den Spaniern Gibraltar, den Franzosen ein großes Stück Indien giebt, scheint nicht mehr auszuweichen. Da siegt der Britenadmiral Rodney beim Kap Sankt Vincent und bei Guadeloupe; und drängt die Holländer, die in der blutigen Seeschlacht an der Doggerbank ihre Flaggenehre wahren, aus den südamerikanischen Kolonien. Im Herbst 1783 wird, in Versailles, der Friedensvertrag unterzeichnet, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika, das Werk des Virginiers Washington, anerkennt und die englische Herrschaft auf Kanada und Newfoundland beschränkt. Friedrich hat's erlebt; hat die Bedeutung des Britenverlustes gefühlt und vielleicht, wie mancher Pariser, dem Groll die Hoffnung zeugte, gemeint, Englands Weltmacht sei ins Herz getroffen.

Noch ist nicht einmal ihre Lunge gestreift: bald wird's beiden Feinden aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges offenbar. Zwei- und zwanzig Jahre nach dem versailer Frieden schreibt Bonaparte: „Ich wollte, von Toulon, Radix, Ferrol und Brest, vierzig

oder fünfzig Kriegsschiffe in den Hafen von Martinique bringen, sie plötzlich nach Boulogne zurückkehren lassen, mich für vierzehn Tage zum Herrn des Meeres machen, auf unserer Nordküste hundertfünfzigtausend Mann, zehntausend Pferde, viertausend kleinere Fahrzeuge in Bereitschaft halten und, sobald die Ankunft meines Geschwaders gemeldet wurde, an Englands Küste landen und mir die Themse sichern. Fast wäre der Plan gelungen. Wenn Admiral Villeneuve, statt in Ferrol einzulaufen, nur das spanische Geschwader an sich gezogen und bei Brest sich mit dem Admiral Gantheaume vereint hätte, konnte ich landen und England war verloren. Die Landung ist möglich, London leicht zu nehmen; und war ich erst dort, dann stand eine starke Partei zum Kampf gegen die Oligarchie auf.* Fast wäre der Plan gelungen. Er mißlang. Die Kontinentalperre bleibt ohne zulänglichen Ertrag. Unter Neutralenflagge bringen Amerika's Schiffe englische Waare in die Häfen, die ihr gesperrt sein sollten. Das darf nicht geduldet, die Vereinigten Staaten müssen in den Krieg hineingeärgert werden. Engländer und Franzosen lauern den Neutralen auf, durchstöbern und kapern die Schiffe oder nehmen ihnen die nothwendige Mannschaft. Das vom Kongreß beschlossene Verbot, den kämpfenden Mächten Güter irgendwelcher Art zu liefern, würde den amerikanischen Handel lähmen und kann drum nicht dauern. Während Bonaparte auf dem Weg nach Rußland ist, künden die Vereinigten Staaten der Mutter Britannia den Krieg und greifen Kanada an. Vergebens. England erwirkt und erleidet Schlappen; wirft, als es in Europa die Arme frei hat, ein Corps übers Meer; erobert die Bundeshauptstadt Washington; und bleibt, nach dem genter Weihnachtsfrieden von 1814, im Vollgenuß alten Besitztums. Auf Saint Helena stöhnt Bonaparte, dem der Kerkermeister den Kaisertitel weigert: „Heute giebt's ja kaum noch Kriegsschiffe außer den englischen! Ringt sich auf den Inseln ein kühnes Genie durch, dann wird es nach schrankenloser Seeherrschaft seines Vaterlandes streben. Wenn die Engländer sich in den P an verbeißen, auf dem Festland mitzukämpfen, werden sie Pfscharbeit leisten und ihr Ansehen verlieren. Bleiben sie auf ihren Schiffen, dann wird man ihre Beherrschung des Meeres, zu der sie sich auswählt glauben, ehrerbietig hinnehmen und am Ende ihnen noch dankbar dafür sein, wie für selbstlos gespendete Wohlthat.“ (Las Cases.)

Ein Jahrhundert lang sieht es so aus. Die Blindheit der wider Bonaparte Verbündeten, die britisches Gold und britische Söldner erbitten, hilft den Engländern auf die Zinne europäischer Großmacht; erlaubt ihnen, die Ortsnamen Trafalgar und Waterloo mit dem Stolz des Festlandsberlörers auszusprechen; den Zweiten Pariser Frieden nach ihrem Willen zu gestalten. In Preußen war von dem „glühenden Haß gegen England“, den König Friedrich aufflackern sah, nichts mehr zu spüren; nur von Waffenbrüderschaft und Bündnistreue noch die Rede. Auch von der Sicherung seiner Westgrenze durch den Erwerb von Metz, Dieenhofen, Saarlouis? Das darf nicht sein. Borsch weist Castlereagh jeden Wunsch Hardenbergs und Humboldts zurück. Durch ihre Erfüllung würde der Krieg entweiht, dessen Zweck nicht Eroberung war. „Neue Ausschreitung Frankreichs stanne eines Tages Europa zur Zerstückung dieses Landes zwingen; aber sie ist nur möglich, wenn das Auge der Menschheit sie als nothwendigerkennt. Trägt Frankreich kriegerischer Ehrgeiz die Hoffnung der Verbündeten, dann werden sie noch einmal die Waffen ergreifen und sich nicht nur auf militärisch starke Stellungen stützen, sondern auch auf die sittliche Kraft, die allein solchem Bündniß den inneren Halt zu geben vermag.“ Doch einstweilen dürfe man dem Frankreich der Bourbons den Verzicht auf Landstücke nicht zumuthen. Als Vormacht in vier Erdtheilen braucht England sich um den fünften nicht eifern zu bekümmern. Auch Monroes Abwehr europäischer Einmischung in die Angelegenheiten Amerikas nicht grimmig zu bekämpfen. Diese Doktrin ließ sich, wie Palmerston bald merkte, auch in der Alten Welt manchmal nützlich verwerthen und konnte doch keinem Drang je ein unüberwindbares Hinderniß sein. Denn Talleyrand sprach Wahrheit, als er auf die Frage einer wüthbegierigen Engländerin antwortete: „Nicht-Intervention ist ein geheimnißvolles Diplomatenwort und bedeutet ungefähr das Selbe wie Intervention.“ Sonst? Daß die Vereinigten Staaten sich durch Zollbeiege gegen die Ueberschwemmung mit englischer Waare schützten, war nicht bequem, doch unabwendbar. Und in Kanada, dem von den Heimathinseln Hunderttausende zuströmten, ruhte die Britenherrschaft auf festerem Grund, als in den Tagen zu ahnen war, da Frankreich „den paar Schneehügeln in Nordwest“ entsagte. Erst während des Bürgerkrieges, der Nord und Süd trennen wollte, wurde Englands

Verhältniß zu Amerika wieder schwierig. Liverpool und Manchester brauchen die Baumwolle der Südstaaten, die auch als Absatzgebiet den Briten wichtiger sein mußten als der industriell reifere Norden. Für sie zu sechten, dünkte die Palmerston und Russell allzu gefährlich. Nur Raperschiffe waren von England zu haben. Die, vornan der Kreuzer „Alabama“, schädigten die United States so sehr, daß Großbritannien, nach dem Spruch des genfer Schiedsgerichtes, für ihre Thaten dem Schahamt in Washington sechzig Millionen Mark zahlen mußte. Die letzte Gelegenheit zur Bändigung der in unheimlicher Schnelle erstarkenden Pankeerepublik, die, als Industriemacht, in Handel und Schifffahrt, England bedrängen, vielleicht überwältigen konnte, war versäumt. Und in dieser freien, reichen Republik, die Goethe pries, weil sie, ohne verfallene Schlösser, Basalte, unnützes Erinnern, die Gegenwart mit Glück kenuhen darf, werden Britanniens strupellose Erzfeinde, die Iren, von Jahr zu Jahr mächtiger. England herrscht auf den Meeren, ist das Clearinghouse der mit Geld und Waare handelnden Menschheit, bereitet sich in Afrika ein neues Indien und schleibt auf dem Schachbrett europäischer Politik nicht nur die Bauern, sondern oft auch den König vor. Muß aber mit der Möglichkeit rechnen, daß zwischen Amerika und Deutschland dem Schiff seines Glückes die Fahrinne rasch schmaler wird. Die Säkularsonne von Trafalgar und Waterloo bleicht und über dem Sterbebett des Jahrhunderts hängt am Nordseehimmel schwarzes Gewölk.

Die schmiegsame Gewandtheit, die, nach Fritzens Meinung, der Regierung Georgs des Dritten fehlte, lernt England erst unter Eduard dem Siebenten; auch die Kunst, Anderen Vorthell zu schaffen, der dem Gewährer reichlicher noch als dem Empfänger zinst. Der Glanz hochmüthiger Einsamkeit wärmt nicht. Japan, Frankreich, Rußland werden herangewinkt: als Helfer im Wettkampf von heute und morgen. Ist das Britenimperium denn nicht schon groß genug? „Wir müssen für den Tag vorsorgen, der uns auf breiterem Landbesitz finden muß, und haben die Pflicht ererbt, zu hindern, daß einst das Antlitz der Erde die Züge fremden Wesens, nicht unseres, zeige.“ So spricht Lord Rosebery (der seiner verrosteten Beredsamkeit durch Wuthauswand gegen Deutschland jezt wieder Anhang wirbt); so denken Peers und Gewerksvereine. Der Verkehr mit Nordamerika bleibt höflich; das Sternenbanner

weht ja neben großen britischen Kolonien und Sprachgemeinschaft ist eine tragfähige Brücke. Doch das Land Monroes und seiner Abschließungslehre hat sich Hawaii und die Philippinen angegliedert und heischt nicht in Südamerika nur, sondern auch in Ostasien den besten Marktplatz. So verwegene Wünsche duckt der Kluge, ehe es zu spät ist. Der Nationalökonom Veijro Ono, den die Michigan-Universität zum Doktor machte, hatte der Englisch Sprechenden Welt die Wege japanischer Industrialisierung gezeigt und erzählt, wie groß in Nippon das Angebot Derer sei, die für einen Spottpreis zwölf Stunden arbeiten. In den Vereinigten Staaten dingt nur hoher Lohn brauchbare „Hände“. Nicht also bloß gegen den russischen und den mohammedanischen Islam ist Japan ein Schutz; auch die hitzige Vankeegier nach Geschäften kanns dämpfen. Und lästig werden, wenn der Ruhe Kanadas Störung droht. Die Zeit anglo-amerikanischen Zwistes scheint verstrichen. Die gelbe Figur wird behutsam aussschachbreit vorgeschoben. Fortan ist Japan der Alb, der in dunklen Nächten den Althem Amerikas hemmt.

Japan-Amerika.

Im Frühling des Jahres 1907 hielt fast die ganze Diplomatenzunft einen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten für unvermeidlich. Wartet nur, hieß es: während im Haag die zweite Friedenskonferenz tagt, frachen im Stillen Ozean die Schiffssgeschütze; während hinter dicken Doppelthüren die Kontingentirung der Wehrmacht beschwagt wird, versucht Nippon, das die Grenze militärischer Leistungsfähigkeit beinahe erreicht hat, auf geradem Weg oder über Honolulu ans Ziel seines Sehnsens zu gelangen. Uns Ziel alten Sehnsens. Seit Jahrhunderten hat die pazifische Festlandsküste die Japaner gelockt. Schon der Shogun Jemazu, der den Handel des Inselreiches heben und ihm Rauffahrer schaffen wollte, schickte Gesandte und Handelsagenten nach Mexiko hinüber; und der Dehnung Drang ward erst gehemmt, als 1636 den japanischen Schiffen jede Landung an fremden Küsten verboten, den Auswanderern Todesstrafe und Vermögenskonfiskation angedroht worden war. Ungelsachsen knüpfen, in gewandelter Zeit, die abgerissenen Fäden wieder zusammen. Kommodore Perry erzwingt 1854 den Handelsvertrag von Kanagawa, der die Häfen von Shimona und Hakodate dem amerikanischen Handel öffnet.

Fünfzehn Jahre danach ist die erste transamerikanische Eisenbahn gebaut, die Atlantik dem Stillen Ozean durch einen Schienenstrang verbunden; Ostasien aus jedem Bezirk der Neuen Welt leicht erreichbar. China schläft. Japan aber hat sich aus der Lähmung der Shogunats-Äpoche gelöst und, unter Mutsuhitos kräftiger Herrschaft, in Verfassung und Wirtschaft westlichen Vorbildern nachgetrachtet. Nur von Japan aus ist der ostasiatische Markt zu erobern. Das sieht der Nordamerikaner; und müht sich redlich um die Freundschaft der dem Tenno Unterthanen, denen er sich noch näher fühlt, seit die Philippinen, Guam, die Sandwichinseln amerikanisch sind und Dampferlinien die Möglichkeit raschen Verkehrs sichern. Jahre lang geht Alles gut. Die Amerikaner halten sich der Gruppe fern, die Japan um den Ertrag des über China erkämpften Sieges prellt; ziehen sich im Boxerkrieg früh aus der Front zurück; und hüten sich klüglich, China zur Hingabe von „Pachtland“ zu zwingen. Als Rußland, gegen den Rath des weisen Li-Hung-Schang, südwärts vorgeht und die Thür, durch die der Weg auf den Asienmarkt führt, zu schließen droht, als der Deutsche Kaiser sich den Admiral des Atlantischen, Nikolai den Admiral des Stillen Ozeans nennt, muß, wie John Bull, auch Uncle Sam die Schwächung des Zarenreiches wünschen. In Tokio füllt sich der Kriegsschatz mit amerikanischem Geld. In den Vereinigten Staaten werden Oyama, Nogi und Togo wie Nationalhelden bewundert; in Japan Roosevelt's Tochter, der Staatssekretär Taft (der Roosevelt's Nachfolger wird) und der Eisenbahngebieter Harriman wie souveräne Fürsten empfangen. Bald danach erkaltet die Freundschaft. Am sechsten September 1906, als in Portsmouth (New Hampshire) der russisch-japanische Friedensvertrag unterzeichnet ist, erhält der Präsident der Vereinigten Staaten aus London und aus Berlin Glückwunschdepeschen. König Eduard gratulirt ihm „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben“. In der Depesche des Deutschen Kaisers ist schon ein „großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohltat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken“. Dieses Lob klingt Herrn Theodor, klingt besonders wohl dem kühleren Staatssekretär Root allzu laut. Die Antwort, die aus Washington nach Berlin

fliegt, sucht den Deutschen Kaiser den Japanern für den Friedensschluß mitverantwortlich zu machen. Der erzählt bald danach selbst amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm; prophezeit, Japan werde mit seinen billigarbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Tür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Des Kaisers Wort wird drüben in die Presse gebracht. Amerikas portsmouther Schuld scheint geringer; der Philippinenarchipel nicht mehr gefährdet. Der Pazifikator hat nicht an den Dank der Menschheit, sondern an den Pazifischen Ozean gedacht und zum Friedensschluß gedrängt, damit Japan nicht allzu mächtig werde und die zur Abwehr noch nicht gerüsteten Vereinigten Staaten bedrohen könne. Port Arthur und die Hälfte von Sachalin möchte es haben; aber nicht eine Kopeke. Wenn es die Bürde der Kriegskosten weiter schleppt, ist es den Amerikanern nicht sehr gefährlich. Darf nur nicht gereizt werden. Der Wunsch der American Federation of Labor, den Japanern die Einwanderung eben so schwer wie den Chinesen gemacht zu sehen, wird nicht erfüllt. Man möchte die Freundschaft nicht dem Rassenstolz opfern. Da wird in San Francisco einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert. Auch auf der Eisenbahn will der Amerikaner nicht mehr neben den Gelben sitzen; in Meetings und Zeitungen werden Sonderwagen für die Japaner verlangt. Der Präsident mahnt zu geduldiger Ruhe; in der Botschaft vom dritten Dezember 1906 sagt er, die reiche Ernte, die dem amerikanischen Handel in Ostasien reife, werde nur einzuheimsen sein, wenn der weiße den gelben Mann gut handle. Auch von der anderen Seite wird Eintracht empfohlen. Vicomte Aoki, der Japan in Washington vertritt, preist im Gespräch mit Herrn Hale (dem Mann der Kaiser-Interview) den Nutzen der Rassenmischung: „Orient und Occident werden in gemeinsamer Arbeit eine Civilisation schaffen, die milder, duldsamer und werthvoller sein wird als je bisher irgendeine“. Vergebens. Im Oktober 1906 schließt der Board of Education in Kalifornien Chinesische, japanische, koreanische Kinder von den öffentlichen Schulen aus. Ein Jahr danach kommt es in Vancouver zu einer

Straßenschlacht zwischen Weißen und Gelben. Die kaum noch vernarbte Japanerwunde bricht auf. Amerika hat Herrn Sergej Juljewitsch Witte und den anderen Moskowitern zugejauchzt; hat das Inselvolk ins Joch eines schlechten Friedensvertrages und schwerer Steuerpflicht gezwungen. Und nun sollen die Männer, die China und Rußland niedergeworfen und den Erdball mit ihrem Ruhm erfüllt haben, auf dem Boden der jungen Republik wie Pestfranke gemieden, schlechter als ein pechschwarzer Menschenfäuler behandelt werden? Nippons Größenwahn freischt auf.

Die Diplomatenzunft glaubte an den Krieg. Hier wurde (im März 1907) daran erinnert, daß sie, die mehr auf Personalien als auf naturhistorische Nothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt habe. Noch konnte der Tag nicht nahen, an dem Weiße einen Erdtheil den Gelben räumen müssen. Auch gab's eine Großmacht, die allen Grund hatte, diesen Krieg zu hindern. Der anglo-japanische Vertrag vom zwölften August 1905 verpflichtet die Kontrahenten, in Ostasien und Indien den Frieden zu wahren und zu festigen, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Chinas zu sichern, für die Freiheit des Handels im Reich der Mitte zu sorgen, ihre Territorialrechte und Sonderinteressen in Ostasien und Indien einander zu verbürgen. Wird eine der beiden Mächte durch einen nicht provozirten Angriff in einen Krieg gebrängt, in dem sie ihre Territorialrechte oder ihre Sonderinteressen zu vertheidigen hat, so muß ihr die andere Macht ohne Säumen Hilfe leisten und nach gemeinsamer Kriegführung auch zum Friedensschluß sich ihr vereinigen. In einer an Sir Charles Hardinge gerichteten Note hat Lord Lansdowne nachdrücklich auf die engen Grenzen hingewiesen, die dieser zweite Vertragsartikel der Bündnißpflicht zieht. Daß Amerika das Inselreich des Ostens aus freiem Willen, ohne durch japanische Herausforderung dazu gezwungen zu sein, angreifen werde, war stets unwahrscheinlich. Was Japan auf den Sandwichinseln und in Kalifornien erstrebt, fällt nicht in den Bereich ostasiatischer Territorialrechte und Sonderinteressen. Ein Krieg zwischen Amerika und Japan würde die Briten also nicht, wie bei uns die Regierenden glaubten, vor die Wahl stellen, der weißen Menschheit oder dem gelben Bundesgenossen die Treue zu brechen: nur zur Abwehr eines Japan in seinem anerkannten Besitz gefährdenden Angriffes sind sie verpflichtet. Immerhin müßte solcher

Krieg ihnen höchst unbequem sein. Siegt Amerika, so wird die stärkste Landmacht, auf die Britanien (gegen meuternde Hindu und Mohammedaner, einst vielleicht gegen Rußland oder gar Deutschland) rechnen darf, geschwächt und in Bankerott getrieben. Siegt Japan, so gehören Kanada, Britisch-Guayana und Australien zu den Ueberwundenen und alle angelsächsischen Siedelungen am Stillen Ozean werden von der gelben Fluth überschwemmt. Keins der beiden Imperien darf allzu rasch wachsen; und dem Sieger wäre eben so schneller Machtzuwachs gewiß wie nach dem Krieg gegen Spanien den Amerikanern, nach Mukden und Tsushima den Japanern. Die hat England am goldenen Halfterband. Und seit Jahren bemüht es sich um die Freundschaft der Vereinigten Staaten. Salisbury kam im Venezuelastreit den Wünschen Cleveland's und Olney's weit entgegen. Chamberlain empfahl das Bündniß der angelsächsischen Brüder. Mochte sich um Panama oder Alaska, um Newfoundland oder Jamaika handeln: Britanien zeigte stets den Eifer des guten Willens. Als der Botschafter Sir Mortimer Durand in Washington nicht rasch genug vorwärts kam, wurde er durch James Bryce (den Verfasser des Werkes „The American commonwealth“) ersetzt, der den Imperialisten Roosevelt für die Begrenzung der Wehrmacht gewann. Was so mühsam gesät war, sollten die tollkühnen Leute von Nippon nun zerstampfen? Nein. Zwischen dem Verwandten und dem Verbündeten darf es nicht zum Krieg kommen. „Amerika will ein Staatenbund werden, in dem nur für Amerikaner Raum ist und Alle für Einen stehen. Gelingt's, so ist Britisch-Nordamerika und Britisch-Guayana verloren. Amerika ist reich genug (und scheint entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu messen vermag. Und diese Flotte kann, wenn der (in Kriegszeiten nach Vankesbelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf zwei Weltmeeren von naher Basis aus operiren. Nie noch bräute der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich selbstgenügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt; ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Und dieser neue Kontinent rüstet sich nun für die Handelshegemonie in Asiens Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina

werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannis möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Japan Geld bekommt, wird es zu mächtig. Ein Britanien des Erdostens; und, mit seiner zähen Flinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten neben Jonathan der stärkste Konkurrent. Wie schützt Albion sich gegen solche Lebensgefahr? Am Ende hat's die Gelegenheit schon benutzt, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantisrechnung zu machen und die Matlerprovision einzusäckeln." Diese Sätze waren hier damals zu lesen. England (so war ihr Sinn) wird im Pazifischen Ozean den Krieg, den die Zunft schon für unbezweifelbar sicher hält, verhüten; weiß ihn um jeden Preis verhüten muß.

England hat ihn verhütet; und der Glaube der Diplomaten-gilde hat wieder einmal geirrt. Leicht wars nicht, den Rassenzorn zu dämpfen. Daß franko-japanische Abkommen vom zwanzigsten Juni 1907, das dem gelben Kontrahenten den indochinesischen Waarenmarkt und den pariser Geldmarkt öffnete, mehrte den Hochmuth der neuen Großmacht. Verträge mit England und Frankreich, China und Rußland: in solchem Besitzrecht läßt sich ruhig wohnen; von so festem Stützpunkt aus ist das Wagestück eines Krieges gegen Nordamerika nicht mehr allzu gefährlich. Japan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt. Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal erst eröffnet, die amerikanische Flotte modernisiert und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens und Nippon ist um sein Erbrecht betrogen. Jetzt oder nie: heißt die Losung. Die Geschäftsführer der Französischen Republik hören sie. Denken der Dienste, die ihnen die Herren Roosevelt und White in den Tagen von Algésiras geleistet haben; fürchten, durch das mit Japan geschlossene Bündniß die Gunst der Yankee's zu verscherzen, und erbielen sich zur Vermittelung zwischen Washington und Tokio. Werden zwar mit höflichem Dank (und der glatten Ausrede, daß eine unmittelbare Verständigung noch möglich scheine) abgewiesen; schließen bald danach aber mit den Vereinigten Staaten einen Handels- und Schiedsvertrag. Die zur Vermittelung berufene Macht hält sich im Dunkel. Alle Anrainer des Stillen Ozeans fühlen sich von Ja-

pan bedroht und sind deshalb auf ein gutes Verhältniß zu England angewiesen. Doch Mutsuhitos Volk ist stolzer als je; und der Jubel, der die amerikanische Flotte in Australien und Neu-Seeland empfängt, verräth, wie heftig im commonwealth das Rassengefühl erregt ist. Schon haben Australier gefragt, was ihnen die Britenflotte denn nütze, wenn sie nur einen der dem Mutterland fernen Kolonie werthlosen Krieg (gegen Deutschland) vorbereite, den allein für Australien wichtigen (gegen Japan) aber nicht führen wolle. Darf England warten, bis der im Großen Ozean gesammelte Vertrauensschatz den Amerikanern zufällt? Dann ist das Greater Britain nur noch ein schöner Traum. England muß handeln. Leis; ohne sich sehen zu lassen. In Washington ist man mit der Sicherung des status quo zufrieden. Wie aber sind in Tokio die nach neuer Heldenthät Lüsternen zu zügeln? Das vermöchte nur die Furcht vor einer unüberwindlichen Koalition. Herr Roosevelt hatte vorgesorgt. Als die Kunde gekommen war, daß Volk von Nippon mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hat er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt. Fünf Trümpfe konnte Eduard seitdem gegen den Nissen ausspielen: das Buddhahild, den Vergleich mit den Hunnen, die deutsche Führung im Bokerkrieg, die Pachtung von Kiautschau und die zweite, noch lautere Warnung vor der Gelben Gefahr. Damit ist Etwas zu machen. Eintracht der Vereinigten Staaten mit Japan? Schon kann die Sternbannersflotte an der Küste des Dai Nippon landen; dürfen die Sieger von Manila und Tsushima sich in Theehäuschen und Hafenschänken verbrüdern. Aus Mißtrauen entbindet sich zärtliche Freundschaft. Der Pacificvertrag wird Ereigniß.

Fünf Artikel. Die beiden Mächte wollen die friedliche Entwicklung ihres Handelsverkehrs im Stillen Ozean mit aller Kraft fördern, ihre Territorialrechte achten, in China, dessen Unabhängigkeit und Unantastbarkeit (nach Hayns altem Programm) gesichert sein soll, allen Nationen gleiches Recht einräumen und sich im Fall drohender Gefahr über die zur Abwehr nöthigen Maßregeln verständigen. Ein Vertrag nach dem Muster des franko-japanischen, der auch aktiven Schutz des chinesischen Besitzstandes verheißt. Roosevelts letzter Erfolg; sein größter. Die Vereinigten Staaten opfern fast nichts; nur ihre Bahnspekulanten müssen dem Versuch entsagen, durch Tarifsnisse Handelsvorthelle zu erlösen.

Die Einwanderung der gelben Männchen wird nicht erleichtert. Und Japan hat die Vankeeherrschaft über die Philippinen und Hawaii feierlich anerkannt. Hat sich mit dem status quo, den sein Drang nach Weste eben noch unerträglich fand, jetzt beschieden. Weil es mußte. Woher das zur Dünung der verdorrenden Wirthschaft oder gar zu neuem Krieg nöthige Geld nehmen, wenns aus London, Paris und New York nicht zu holen ist? Den Kraftrest braucht das unter kaum tragbarer Schuldenlast seufzende Reich des Sonnenaufganges für die kritischen Tage, die China zu erwarten hat. Der Schattenkaiser und seine energische Mutter, die das Reich mit verschmizter Mandtschusclauheit regirte, sind aus dem Palaß in die Gruft spedirt, eines Kindes Vormund gebietet den vierhundert Millionen: wer weiß, wie bald der Nachbar da zu thun bekommt? Ohne das deutsche Schreckgespenst hätten Tenno und Geronterath sich dennoch nicht hinter das Gitter dieses Vertrages geduckt. Nun mußte es sein. Lieber die Hoffnung auf den Vorsprung ins Land der Weizenbuschels und Dollars schnell einsargen. Aufstehen wird sie nicht. Jeder Monat mehrt die Amerikanermacht; und wenn der Panamakanal fertig ist, hat Japan verspielt.

Nach den Maitagen des Jahres 1898, die Dewey's Sieg über die im Süden der Bucht von Manila unter dem Admiral Montojo vereinten Spanierschiffe und die Uebergabe des Fort Cavite gesehen hatten, saßen im Saale eines newyorker Hotels Amerikaner und Briten beim Siegesfest. In mir, sprach der englische Philosoph Benjamin Kidd, „lebt die Ueberzeugung, daß seit der Schlacht bei Waterloo die Geschichte nie ein Ereigniß zu verzeichnen hatte, dessen Bedeutung der des vom Admiral Dewey erfochtenen Sieges gleich.“ Die artige Rede eines dankbaren Gastes, dachte mancher Hörer; und hob lächelnd das Glas. Da stand Professor Giddings auf und sagte: „Mein Urtheil über die Schlacht bei Cavite weicht von dem unseres verehrten Gastes ab. Ich halte sie für das weltgeschichtlich wichtigste Ereigniß, das die Menschheit erlebt hat, seit Karl Martel im Jahr 732 die Musulmanen zum Rückzug zwang.“ War der gelehrte Herr noch ganz nüchtern? Poitiers, Tours und Cavite; des fränkischen Majordomus Siege, die zuerst Südgalien und dann Europa von den Arabern befreiten, und die Vernichtung eines winzigen und werthlosen Kreuzergeschwaders. Nur der Wein, hieß es, kann so sinnlos plaudern. Daß

sie die Philippinen haben, muß den Yankeeß nützlich werden: sie sind den Märkten Ostasiens nun näher und werden durch einen Kanal, der den Atlantischen dem Großen Ozean verbindet, den Weg noch kürzen. Jeder interozeanische Kanal, der Centralamerika durchschneidet, ist aber, nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag (vom achtzehnten April 1850) dem gemeinsamen Aufsichtrecht Englands und der Vereinigten Staaten unterstellt und darf nicht befestigt werden. Nicaragua oder Panama: ein neutraler Kanal ohne Festungswerke ist zunächst immer der stärksten Flottenmacht offen. Das ist Britanien. Dessen sea power bleibt unantastbar wie die ehrwürdige Urkunde der Bürgerfreiheit. Bruder Jonathan wird, wenn er aus dem Rausch erwacht, argenttauscht werden. Auf den Märkten der gelben Welt, denen er zustrebt, Briten, Deutsche, Russen finden und bald vielleicht bereuen, daß er der Jagd nach einem Phantom so ungeheure Summen geopfert hat. Das war nach dem Philippinenkrieg Oeffentliche Meinung. Auch in den Staatskanzleien ahnte kaum Jemand, daß der Große Ozean in absehbarer Zeit die Bedeutung erlangen könne, die das Mittelländische Meer in Jahrtausenden hatte. Und wenn hier, seit dem hispano-amerikanischen Friedensschluß, solche Möglichkeit gezeigt wurde, kam irgendwoher pünktlich immer wieder der Ruf: Wie magst Du Deine Rednerlei nur gar so hitzig übertreiben! Kapitän Mahan, der im Krieg gegen Spanien mitgefochten hatte, hat in vielen Schriften seinen Landsleuten die Folgen dieses Krieges vorausgesagt. Ihr seht, sprach er, zwischen Euren beiden Ozeanen die natürlichen Mittler zwischen der europäischen und der asiatischen Welt; Ihr müßt die Herren des Großen Ozeans werden; und könntß nur, wenn Ihr eine Kriegsflotte schafft, die jeder Gegner fürchten müßte. Roosevelt warb dieser Parole Anhang. Hatte vielleicht doch aus dem Festredner Giddings nicht Alkohol lärmend geschwätzt?

Alle Großmächte wurden genöthigt, den Blick auf den Stillen Ozean zu lenken. Fast ist er schon das mare internum, das seit früher Römerzeit das Mittelmeer den über Europas Kulturkreis hinaus trachtenden Völkern war. Ein Binnenmeer von anderem Umfang und anderer Perspektive. Japan herrscht in Korea und Port Arthur; noch nicht völlig in der Mandchurei, deren Besitz ihm die Möglichkeit gäbe, Peking zu bedrohen und Nordchina die Lebensbedingungen vorzuschreiben. Der junge Industriestaat, dem die Philippinen und die Sandwichinseln gesperrt sind und

dessen Menschenüberfluß weder Amerika noch Australien einlassen will, kann sich mit dem Erreichten nicht lange begnügen. Wohin mit seinen Hemin, seinen Waaren? China ist übervölkert und sieht mit einem aus Verachtung und Haß gemischten Empfinden auf die als Europäer verummten Leute von Nippon. Nur über den Pacific ist das Heil zu holen. Deshalb hat Japan sich den Briten verbündet und den Russen befreundet. Kamtschatka und Jakutsk, das Amurgebiet und die Küstenprovinz, die Transsibirische Bahn und die Seefestung Wladiwostok: die Erinnerung an diese Namen lehrt Rußlands Interesse an dem Machtverhältniß im neuen Mittelmeer erkennen. Lange hatte der russische Kaufmann gehofft, ihm werde, als dem Nächsten, die Hauptlieferung auf die nordchinesischen Märkte zufallen. Dieser Glaube schwand mählich, seit sich in der amerikanischen Industrie, die hinter hohen Zollmauern erstarkt war, das Exportbedürfniß regte. Noch im Jahr des Friedens von Shimonoseki hatten die Politiker in Washington sich um Ostasien kaum gekümmert; noch 1897 sagte Staatssekretär Sherman (ungefähr wie Bismarck einst über Bosnien), China sei dem Lande des Sternenbanners nicht die Knochen eines Soldaten werth. Bald danach entstanden Ausfuhrwünsche. Aus den Rocky Mountains wurde Holz, aus Massachusetts billige Baumwolle nach China exportirt; und die Wagons, die aus Westamerika Getreide und Vieh in die Oststaaten der Union brachten, brauchten nicht länger leer zurückzufahren. Neue Transportschiffe werden gebaut. Die Russen verpflichtet, die Thür zur Mandschurei offen zu lassen. Nach den Niederlagen bei Santjago und Manila muß Spanien Kuba und die Philippinen, Portoriko und die anderen Antillen den Amerikanern räumen. Deren Machtbereich dehnt sich nun bis an die Küsten von China und Japan, Australien und Indochina. Ein Tropenwind wirbelt, von Ost her, über die Neue Welt und peitscht den Willen zur Weltherrschaft auf. Monroes Enkel, die lange nur gestrebt hatten, sich gegen fremden Eingriff zu schützen, werden über Nacht Imperialisten. Sah der Erdkreis je ein Volk von größerer Leistungsfähigkeit? Gab es je einen für Marine und Handel kesseren Stützpunkt als den uns in der Bucht von Manila gebotenen? Nur: der interozeanische Kanal muß schnell gegraben werden und darf nur den Amerikanern gehören; er wird amerikanisch sein oder nicht sein: vor Jahren schon hat's Senator Windom gesagt. Lessers hat seit zwanzig Jahren die Konzeßion? Thut

nichts; seine Gesellschaft kann nicht weiter und ihr Firmenname ist in der Heimath so verrufen, daß man die Liquidatoren leicht abfinden kann. Der Clayton-Bulwer-Vertrag? England hat gerade jetzt in Südafrika so harte Arbeit, daß es einen Konflikt mit Amerika um jeden Preis meiden wird. Richtig: am achten Februar 1900 unterzeichnen Staatssekretär Hay und Botschafter Pauncefote den Vertrag, der den Vankees das Kanalmonopol sichert, und am achtzehnten November 1901 wird ihnen auch das Recht zur Befestigung zugesprochen. Die Wahl entscheidet für Panama. Die Franzosen dürfen vierzig Millionen Dollars einstreichen. Der russische Versuch, einen Landstreifen am Kanalrand zu erwerben, wird abgewehrt. Von dem Tag an, der den Sternenschiffen den Weg durch den Isthmus öffnet, können die Vereinigten Staaten, ohne die langwierige Fahrt durch die Maghalaesstraße, auf zwei Meeren operiren; sind sie die Herren im Stillen Ozean und zum Wirtschaftsimperium über den Erdosten berufen. Darf England diesen Tag thatlos abwarten? Die Russen haben in der Koreabai den eisfreien Hafen gefunden, den sie seit Peters Zeit ersehnen, und können von Petersburg auf dem Landweg in zwei Wochen die Küste des Großen Ozeans erreichen. Des Ozeans, auf dem die Flagge der Vereinigten Staaten nun mehr gelten soll als der Union Jack. Im Handel mit Ostasien schien den Briten die Vormacht gewiß. Ist sie noch? Schon kauft China von den Amerikanern Baumwolle und Petroleum, Stahl und Maschinen. Dieser Verkehr muß sich, wenn der Panamakanal schiffbar ist, ins Ungeheure steigern. Das ist ja der Zweck des Baues. Die pazifische Küste kann, mit ihren steilen Felsufern, ihrem nur in Kalifornien fruchtbaren Hinterland, den Vereinigten Staaten nie werden, was ihnen die atlantische Küste ist. Der Kanal aber ermöglicht den schnellen und billigen Export der in Ostamerika erzeugten Güter und hilft den Häfen von San Francisco und Seattle (am Pugetfund) in Möglichkeiten, die gestern Sams kühnster Traum noch nicht zu umfassen wagte. Panama wird ein Suez des Großen Ozeans, über das England keine Gewalt hat. Am achtzehnten November 1901 wird der Vertrag ratifizirt, der den Amerikanern die Befestigung des Kanals gestattet. Zehn Wochen danach kommt die Kunde vom Abschluß des ersten anglo-japanischen Bündnisses. Die Japaner sollen den Vankee in steter Angst halten, die Russen schwächen und vom Gelben Meer wegdrängen; als Entgelt solcher

Leistung verspricht Britannien ihnen Beistand gegen jeden Angriff. Ist nicht gefährlich, Japan in den Großmachtrang zu heben und mit britischem Geld zum starken Industriestaat zu machen? Wird der Entschluß, den gelben Mann als bündnisfähig anzuerkennen, nicht in Indien Englands Ansehen schmälern, in Australien, das jedem Farbigen den Eintritt weigert, nicht zwischen Commonwealth und Mutterland das Band noch mehr lockern? Einerlei: der Verzicht auf die mastery of the Pacific wäre das schlimmere Uebel; wäre der Anfang vom Ende britischer Seeherrschaft. Auch das Ende der Hoffnung, auf Ostasiens Märkten den besten Platz zu behalten. Außer den Russen und den Amerikanern suchen auch die Deutschen da günstige Gelegenheit zum Waarenabsatz. Sie sitzen in Kiautschau, auf Samoa, den Marschallinseln, Carolinen, Mariannen, auf Neu-Guinea und im Bismarckarchipel; und können, ohne den beträchtlicheren Territorialbesitz der Franzosen und Holländer, mit ihrer zähen Betriebsamkeit auch hier bald als Händler vorwärts kommen. Die Noth zwingt das Reich Eduards, das Australien und Kanada von Jahr zu Jahr selbständiger werden sieht, in das Bündniß mit Japan. Das leistet auch, was England von ihm erwartet hatte. Rußland wird geschlagen, in Asien des anlockenden Machtschimmers beraubt und in Europa die Anerkennung einer dem Briteninteresse angepaßten Neutralitätspflicht durchgesetzt. Doch Japans Fruchtbäume durften nicht in den Himmel wachsen. In diesem Wunsch trafen Briten und Amerikaner zusammen; und erzwangen gemeinsam den Frieden von Portsmouth. Zwei Jahre zuvor hatte Präsident Roosevelt in San Franzisko gesagt: „Mit den Philippinen hat die Vorsehung uns die Herrschaft über den Großen Ozean gegeben. Um sie zu behaupten, brauchen wir eine mächtige Flotte.“ Um die selbe Zeit sprach Stead von der nahenden „Amerikanisirung der Welt“ und empfahl ein anglo-amerikanisches Bündniß, das den Triumph der Angelsachsen vorbereiten könne. Aller Augen blickten auf den Stillen Ozean: seinem Schoß sollte sich neues Schicksal entbinden.

Nach der Unterzeichnung des franko-japanischen Vertrages wurde in der Zeitung „Chuo“ gesagt: „Der Vater dieses Vertrages ist unser Bündniß mit England, die Mutter Englands entente cordiale mit Frankreich; seine nächste Frucht wird der Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland, Japan vereint.“ Drei Jahre danach ward der Wunsch erfüllt; und hier gefragt, ob die

Amerikaner nicht bald Lust zeigen würden, in diesen Concern einzutreten. In Panama, Newfoundland, Alaska, Jamaika hatten sie die Briten zu einer Nachgiebigkeit genöthigt, die in Kanada laut bemurt wurde. In den australischen Häfen war ihre Flotte von einem Jubel begrüßt worden, der unfreundlich ins Britenohr klang. Wenn die Japaner, die von Jakob Schiff nichts mehr zu hoffen haben, in den Westbezirk des Stillen Ozeans vordrängen, können die Vereinigten Staaten dem Krieg nicht ausbiegen. Dann muß England wählen: bleibt es Zuschauer, so muß es den Aufstand der Hindu fürchten, den Millionen in Tokio heimlich gespeicherter Brandbrochuren beschleunigen würden; hilft es, wie die nächste Sorge rath, den Gelben im Nothfall wider die Weißen, dann ist Britisch-Kolumbia, ist ganz Kanada verloren und Australien nicht länger auch nur in losem Zusammenhang mit der Heimath zu halten. Aus diesem Ennpaß führt kein gangbarer Weg. Die Iren sind in der Neuen Welt sehr mächtig und mahnen täglich zu mißtrauischer Vorsicht im Verkehr mit dem Inselreich, das den Japanerehrgeiz stachele. Erst wenn Irland sich selbst regirt (und die keltischen Katholiken klug genug sind, das Protestantengefühl der Orangemen zuzuhören), werden die Bürger der Vereinigten Staaten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf Britanien blicken. Als John Redmond mit den für den irischen Wahlsond gesammelten fünfhunderttausend Dollars heimkommt, ankert an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne Riesenfähne die Londoner lehren sollen, daß auch hinter dem Atlantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind.

Was sind Hoffnungen, was Entwürfe? Die Eröffnung des Panamafanals ist nah; der Tag, der, nach Goethes Ausspruch, der ganzen Menschheit unerreichbaren Gewinn verheißt. „An der Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, werden große Handelsstädte entstehen, die den Verkehr mit China und Ostindien vermitteln. Die Vereinigten Staaten müssen sich einen kurzen Weg aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben. Zweitens eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt und drittens die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen.“ Den sollen sie nun an die Türkei verlieren. Der Nibelungenweg vom Rhein an die Donau trinkt Bäche, säuft Ströme deutschen Blutes.

Der Gedanke an Panama huscht kaum noch durch Europäerhirne. Und die Verträge, um deren Wortlaut einst hüh'ig gestritten ward und die der Sieger wie Lorbeerreis, der Ueberwundene wie Marterholz heimtrug, gliben im Aktenschrant. Schimonoseki und Portsmouth, Potsdam, London, Bukarest, Schantung und Pangsie, Pacific-, Schiedsgericht-, Perserpakt: wer fragt nach ihrem Inhalt? Die Besitzrechte, deren Urkunde sie in Granit graben wollten, sind, fast alle, wieder streitig geworden. Wie wird das Inselreich aussehen, das, um in der Neuen Welt den Feind zu sänftigen, den Jren Selbstverwaltung zugesagt hat? Das Rußland, in dem Polen auferstehen soll? Südosteuroopa? Asiens Mitte und Ost? Nur die Vereinigten Staaten und Japan brauchen für das Erworbene nicht zu bangen. Nur ihr Mißtrauensverhältniß hat Blitz und Donner des Kriegsgewitters ohne Wandel überdauert.

Deutschland-Amerika.

Japan und die Vereinigten Staaten werden umworben. Seit den Westmächten die Hoffnung auf rasch entscheidende Schläge Rußlands geschrumpft ist, möchten sie das Japanerheer, zwei- bis vierhunderttausend Mann, auf das Festland locken. Was als Schrulle der Pichon und Clemenceau be'pötteit wurde, enthüllt sich nun als eine Sehnsucht der Regirenden. „Der Gefühlswunsch, Deutschlands Zusammenbruch durch die Leistung der verbündeten Europäermächte vollendet zu sehen, wagt sich nur noch schüchtern ans Licht. Die mähliche Abnützung des deutschen Heeres sichert uns den Sieg; doch ein schnelles Ende des Krieges, unter dem der ganze Erdrheil leidet, wäre vorzuziehen. Die Transsibirische Bahn könnte die Japaner nach Polen und Ostpreußen bringen. Die Höhe des Kostenaufwandes kann Den nicht schrecken, der weiß, welche Summe jede Kriegswoche von den Verbündeten fordert. Wo sichs um unser Leben, um den Bestand aller freien Länder handelt, muß jedes Bedenken weichen. Die Oeffentliche Meinung wünscht ein Abkommen mit der Regierung des Mikado.“ Diese Säge fand ich im „Temps“. England wird nicht bremsen. Herr Winston Churchill rühmt zwar das sorgenlose Glück seines Vaterlandes, das selbst nach Trafalgar nicht so frei wie heute auf allen Meeren gebot; doch im Innersten täuscht auch dieser „Ketter von Calais“ sich nicht mehr über die Thatsache, daß es um Leben

und Tod geht. Um in solchem Kampfe nicht zu erliegen, wird England sein Wohlstandsbehagen und den Herrnsitz des Weißen eben so willig opfern wie, wenns sein muß, Gibraltar und Egypten (die im Lenz deutschen Heeren erreichbar sein könnten). Ob Japan dem Lodersteine folgt? Jeder Preis würde ihm gezahlt. Was ist den Franzosen, deren ungeheures Kolonialreich von Fremden ausgebeutet wird, Indochina, wenn sie damit die Wonne erkaufen, nicht mehr „die Besiegten von 1870“ zu sein? Und das gelbe Volk, das auf Europas Erde zu der gewaltigsten Entscheidung aller Geschichte mitgewirkt hätte, würde in unerschautem Glanz wohnen und könnte China, die wirr taumelnde Republik, mindestens für ein Menschenalter in Vormundschaft halten. Das Land der Sterne und Streifen wird nur gebeten, seiner Neutralität die Farbe des Wohlwollens zu geben. Daß die Vereinigten Staaten, wie Herr Roosevelt (der in Berlin Ehren doktor wurde und, als Privatmann neben dem Kaiser, eine Brigadeübung besichtigte) dringend rath, mit Flotte und Landmannschaft unseren Gegnern beistehen werde, ist einstweilen unwahrscheinlich. Immerhin mahnt Erfahrung, auf jeden Wetterwechsel, aus westlicher wie aus östlicher Ferne, gefaßt zu sein (und vor Schimpf sich wie vor Schmeichelei zu hüten).

Die Stimmung der Amerikaner ist uns unfreundlich. Trotz Prinzenreise, Frießendenkmal, Professoren austausch, Kieler Woche und Kabelhuld? Trotz Alledem. Wir können's nicht ändern. Und mußten ungestüme Werbung meiden. Die Missionare des Auswärtigen Amtes brachten in Koffern und Bündeln den schönsten Eifer übers Meer mit, wählten manchmal aber untaugliche, in einzelnen Fällen wohl auch schädliche Mittel. Vorträge, Flugblätter, Schußschriften: die Zahl der Vertheidiger, die Fülle ihres Geräthes, Geredes nährte nur den Verdacht. Was zur Erklärung des deutschen Handelns gethan werden konnte, thaten Germaniens regsame Kinder, die Land und Leute kennen. Papirergebirge erklettert der amerikanische Geschäftsmensch nicht gern. Der ist in anderer Empfindenszone erwachsen, in andere Werthschätzung gewöhnt als der Mitteleuropäer. In fremde Auffassung sich einzufühlen, endlich, im Alltagsverkehr, Psychologe zu werden: wird eine Hauptpflicht des Deutschen von morgen sein. Nicht länger darf er fordern, daß der Fremdling ihm gleiche; nicht länger die Wesensabweichung wie Sünde rügen. Der Nordamerikaner, zu

dessen Ahnen Briten und Spanier, Kelten und Holländer, Südfrenzosen und Niederdeutsche gehören, versteht, trotz der Sprache, den Engländer nicht leicht; heißt ihn mürrisch, steif, kalt, sagt ihm Selbstsucht und Unmähung nach und hat, wie der Rückblick lehrte, gegen ihn den Kampf um großen Gegenstand nie gescheut. Meist, freilich, blieb's der Zant Verwandter, die einander zausen, nicht morden wollen. Erst vor dem Genossen Japans runzelte Jonathan's Stirn sich tiefer. Doch jeder Brite schwor, seine Sippe werde dem Gelben den Weg nach Hawaii, Kalifornien, auf die Philipinen verriegeln und ihn nur als Russenschreck und Deutschenscheuche in Asiens Felder stellen. Ein Zweifel blieb haften; und wir veräumten das Angebot fester Affekuranz gegen japanischen Eindrang. Streichelten gestern und knussten heute. „Drüben herrscht nur der Dollar; ist alles Staatswesen ein verpesteter Sumpf; Anstand ein seltener, von Hohn umgrinster Gast; der Unternehmer ein Gauner, der Beamte ein feiler Wicht, die Dame ein aufgeplustertes Pfauenweibchen.“ Der eigensinnige Idealismus, die heitere Tüchtigkeit des Amerikaners, seine Schenkfreude, seine Leistung in und für Kunst, Wissenschaft, Kultur wurde kaum beachtet. Solches Zerrbild wischen Komplimente nicht aus. Ehe Herr Roosevelt den Berlinern sein Hengstgebiß blöhte, hatte er zu den Admiralen Dewey und Beresford munter von der Möglichkeit eines Sternbannerkrieges gegen Deutschland geredet. Und leisere Landsleute des Plakatmenschen sprachen: „Wunderlich seid Ihr. Selbst höllisch auf Verdienst erpicht: und schmäht uns, weil wir Geschäften nachjagen. Holt Geldhausen übers Meer: und rümpset, als ob es stinke, die hehr schnuppernde Nase.“ Auch in Friedenszeit wäre die Verständigung schwer geworden. Der Amerikaner will weder stramm noch unterwürfig sein; nicht als Kaufmann weniger gelten als der Offizier und Beamte; thun, was ihm behagt, und, wenn's ihn freut, den Präsidenten laut ein Rindvieh schelten. Lasset ihn, wie er ist; und schadet nicht immer wieder dem Reich und dessen ausschwärmender Volkheit durch den Versuch, Fremde in Eures Wollens und Meinens Gehäus einzuzwängen. Ist nicht begreiflich, daß der Amerikaner die Entstehung des Krieges sich auf seine Weise zurechtlegt? Daß er Belgiens Schicksal aus anderem Auge sieht als der Deutsche? Daß „Heer als Selbstzweck“, den „Militarismus“, bestöhnt? Uns nicht schneller als

ihn Michel versteht? Und wüthend pfaucht, wenn nach langer Dürre nun der Krieg, ein europäischer, ihm den Kram verdirbt?

Für Monate, höchstens, Sam; dann hebt er sich in nie gesehene Pracht. Wie auch bei uns die Würfel fallen: den Hauptgewinn streicht Ihr ein. Die alte Europa kostet der Krieg (zinsloser Aufwand, Verwüstung, Geschäftsverlust) hunderttausend Millionen Mark oder mehr; sie wird mit Anleihen und Steuern bepackt. Auch vor den Blicken des Siegers versinken Kunden, die gestern zu Kauf und Zahlung fähig waren. Ungemeines Wagniß ist auf unserer Erde für manches Jahr nicht ausführbar. Euch strebt Alles zu: Finanzminister und Künstler, Erfinder und Profit-spürer. Nur von Schlacke brauchet Ihr Euch (und den Trüsts Gedanken, der nicht zu erwürgen ist) zu lösen, nur die Unkräuter der Demagogie auszujäten: dann seid Ihr die wirkenden Herren der Welt und reiset nach Europa wie in ein großes Nürnberg, das nachfühlen lehrt, wie man im Engen einst trieb. Der Umfang Eures Planens und Vollendens, gar die Ueppigkeit Eures Lebens wird wie ein Märchenwunder angestaunt. Uns pfercht, Sieger, Besiegte, Neutrale, die Pflicht in Einfachheit. Eure Klage ist grundlos; gürtet Euch nur für ein Weilchen in Geduld. Ob die Geschäfte, die Ihr in der Kriegszeit erhaschtet, gut oder schlecht riechen, wollen wir öffentlich jetzt nicht prüfen. Erlaubt sie Gesetz und Brauch: was schiert Euch fremdes Herzleid? Verbietet sie Völkerrechts-sagung: deren Wirksamkeit müssen die Regierenden sichern. Geschimpf nützt nicht. Ehe der Kampf ausgefochten, das Buch seiner Genesis über jeden Zweifel gehoben ist, wiegt Euer Urtheil uns wie eines Hühnchens Feder. Schreiber und Redner mögen sich austoben; keine Silbe noch zu Vertheidigung. Wir sind nicht gekränkt (haben nicht Muße dazu); freuen uns, daß Ihr für Belgien in jedem Monat zehn Millionen hingabet, für Polen mit sorgen wollt, Eurer Kinder Sparbüchsen öffnetet. Ernstlich aber bitten wir, nicht zu zetern, wenn amerikanische Schiffe durch den Angriff deutscher Tauchboote geschädigt werden. England will uns, wir wollen England die Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen sperren. Ihr versucht nicht, an unserer Küste zu landen; bleibet auch der britischen fern. Ihr wurdet früh gewarnt. Was jetzt werden soll, ist von unbarmherziger Nothwendigkeit geboten; muß sein. Und kein Wehgeschrei, keine Drohung dränge in Deutschlands Ohr.

Die Wahrheit.

Die Wahrheit. Ein erkenntnistheoretischer Versuch, orientiert an Rickert, Huserl und an Waihingers „Philosophie des Als-Ob“, W. Spemann in Stuttgart. 2,50 Mk.

Vor drei Jahren erschien, auch in der „Zukunft“ angezeigt und gewürdigt, ein Werk, das (man konnte das schon aus dem Ton der Besprechungen, die ihm gewidmet wurden, heraus hören) nicht nur einen Zuwachs zur philosophischen Literatur, sondern vielmehr eine Erweiterung und Vertiefung philosophischen Erlebens bedeutete. Trat man ihm mit dem Rüstzeug irgendeines fertigen Systems, einer in sich abgeschlossenen, festen Theorie gegenüber, so fühlte man, daß hier in diesem Buch Etwas entgegenwirkte, das geradezu die Voraussetzungen, die Grundlagen jedes Systems, also auch jeder darauf beruhenden Kritik in Frage stellte. Etwas durchaus Antidogmatisches und Systemfeindliches war der eigentliche Inhalt dieses gelehrten und mit größter wissenschaftlicher Hingabe geschriebenen Buches, obwohl es (mag das auch paradox klingen) selbst auf eine Theorie, ein System hinauslief. Eine Theorie, freilich, nur in der Formulierung oder, so zu sagen, in der „äußeren Gestalt“, sonst aber mehr als Theorie, die Gesetze des Nur-Logischen sprengend: Erlebnis.

Dieses Werk, seitdem in zweiter Auflage erschienen, ist Hans Waihingers „Philosophie des Als-Ob“ (Berlin, Reuther & Reichard). Die sprachphilosophische Analyse der Partikelverknüpfung „als-ob“ ist der logische Angelpunkt dieser Philosophie; die angebahnte und sofort wieder aufgehobene Gleichsetzung von etwas Ungleichartigem, der versteckte logische Widerspruch in dieser Partikelverknüpfung wird zugleich auch als Wesen der Fiktion bestimmt. Die daran sich schließende Fiktionentheorie (Professor Jerusalem hat sie in dieser Zeitschrift als „Logik des Unlogischen“ treffend charakterisiert) führt in ihrer konsequenten Anwendung auf alle absolutistischen Begriffe und Thesen zu einem eigenthümlichen Relativismus, der zwar das Absolute als widerspruchsvoll und fiktiv nicht „wirklich“, nicht „absolut“ gelten läßt, wohl aber als Ziel- oder Augenpunkt von Perspektiven, deren jede ein in sich abgeschlossenes System bildet. Scheinbar Positives wendet sich in der „Philosophie des Als-Ob“ zu Negativem; und Negatives wendet sich wiederum zu Positivem. Eine Weltbetrachtung, eine Umwerthung, deren Aphorismus Nichts geprägt hat, findet hier durch den Kantianer Waihinger ihre nachträgliche wissenschaftliche Untergründung.

Waihingers Werk ist in großen, stets aufs Wesentliche gerichteten Zügen hingeseht. Das von der geistigen Leidenschaftlichkeit des Zwanzigjährigen, der es schrieb, durchglühte und von der wissenschaftlichen Reife des Sechzigjährigen, der es herausgab, nochmals überprüfte und vervollständigte Buch ist, mehr als dreißig Jahre nach

dem Entwurf, voll von Beziehungen zur modernen, logischen Forschung. Abweichende Theorien, deren Annahme oder Ablehnung doch immerhin von einer mehr oder minder verstofften *petitio principii* abhängig ist, gewinnen auf einmal im Licht der Fiktionentheorie eine neue, besondere Bedeutung, scheinen sich einander zu nähern, sich zu vereinen und, sieht man auf ihre Widersprüche, nur verschiedene Ansichten, verschiedene Perspektiven von der selben Wesenheit zu sein. Es ist, als sähe man durch den Schleier der Abstraktionen die dahinter verborgene Wahrheit; und gerade weil man den Widerspruch in allem Absoluten, so weit es in menschliche Theorien gefaßt ist, durchschaut, kommt man dem wahrhaft Absoluten, das nur im elementaren Erlebnis geahnt werden kann, bis auf Spannweite der Intuition nah. Es lag nicht im Kreise der Aufgabe, die sich Baihinger gestellt hatte, diese Beziehungen seiner Philosophie zur logischen Forschung der letzten zehn Jahre zu zeigen und ins Einzelne zu verfolgen; doch war diese Aufgabe für Jeden, der vom Absolutismus her an Baihingers Als-Ob-Lehre herankam, von selbst gestellt. Die Auseinandersetzung zwischen Absolutismus und Perspektivismus, die seit der Umwerthung aller Werthe Etwas wie eine ideale Forderung war, ist nun durch die „Philosophie des Als-Ob“ in den Bereich wissenschaftlicher Möglichkeit getreten; und jetzt gilt es, zu untersuchen, wie weit der Absolutismus, der gerade in den letzten Jahren theoretisch gefestigt wurde, in den Perspektivismus sich einfügen läßt.

Diese Aufgabe habe ich mir in dem Buch, das ich hier anzeigen will, gestellt und ich habe ihre Lösung an zwei absolutistischen Theorien durchzuführen versucht, die die moderne Erkenntniskritik beeinflusst haben. Ridert, dessen Absolutismus in einem kategorischen Wahrheitimperativ gipfelt, läßt sich vom Standpunkt der Als-Ob-Theorie aus analog der Interpretation, die Baihinger dem ethischen kategorischen Imperativ Kants giebt, auflösen. Das wahre Urtheil, das nach Ridert unabhängig von allem Subjektiven und Vorstellungsmäßigen gefällt werden soll (wobei dem Sollen die alternative Anerkennung oder Verneinung eines transzendenten Werthes, eben der Wahrheit, zufällt), wird demnach umgedeutet in ein Urtheil, das gefällt werden soll, als ob es durch die Anerkennung eines absoluten Werthes diktiert würde, als ob es also unabhängig von allem Subjektiven wäre. Husserl, der durch die scharfe Herausarbeitung des Rein-Logischen eine ideale Welt absoluter Wahrheiten jenseits von allen psychologischen Thatlichkeiten konstruiert, gelangt trotz der energischen Abtrennung des Logischen vom Psychologischen zu dem Ergebnis, daß Wahrheit eine Idee sei, „deren Einzelfall im evidenten Urtheil aktuelles Erlebnis ist“. Das Erlebnis der Evidenz selbst jedoch zu entpsychologisiren und zu absolutiren ist, meiner Ansicht nach, auch ihm nicht geglückt. Denn die Frage, wie ein solches Erlebnis gedacht werden soll, wenn nicht als realer psychischer Akt, bleibt auch dann noch offen, wenn man annimmt, daß das Eingehen der über-

zeitlichen, idealen Wahrheiten in das menschliche Bewußtsein durch Erleuchtung oder, mit anderen Worten, durch eine die bloßen Vernunftkräfte übersteigende Anspannung des menschlichen Geistes geschehe. Mag man nun das evidente Erfassen der Wahrheit Erlebnis, Intuition oder Erleuchtung nennen, mag sich nun dieses Erlebnis der Evidenz auf menschliche oder sogenannte „übermenschliche“ Wahrheiten (zu denen Husserl Operationen mit trillionenstelligen Zahlen oder die mögliche Lösung des n -Körper-Problems rechnet), beziehen: immerhin bleibt das evidente Erfassen der Wahrheit Etwas, das nicht radikal von der menschlichen Psyche gelöst werden und das deshalb auch nicht der äquivalente Ausdruck für etwas Absolutes sein kann. Die ideale Welt absoluter Wahrheiten, die lebhaft an Platons Reich der Ideen erinnert, ist eine in sich widerspruchsvolle Konstruktion, eine Fiktion im vollen Sinn des Wortes, dennoch aber (oder gerade deshalb) bildet sie ein unentbehrliches Denkmittel, eine Perspektive, die uns auf die wahre Bedeutung der Logik hinleitet, ja, in gewissem Sinn eine logische Theorie erst ermöglicht, wie die widerspruchsvolle Gleichsetzung des Kreises mit unendlich vielen Dreiecken von der Höhe 1 erst die mathematische Bearbeitung des Kreises ermöglicht.

Ich habe im Schlußkapitel meiner Schrift noch versucht, die letzte Voraussetzung der Theorie Vaihingers herauszustellen. Daß diese letzte Voraussetzung selbst keine theoretische, keine logische, überhaupt keine eigentlich wissenschaftliche sein konnte, war von vorn herein klar, da die ganze perspektivische Betrachtungsweise sich sonst selbst wiederum auf einen Perspektivenglauben gründen würde. Diese letzte Voraussetzung schien mir im philosophischen Erlebnis gegeben zu sein, daß, kurz gesagt, in dem letzten Bewußtsein der Nothwendigkeit des schöpferischen Erlebes, in der bewußten Befahrung des Lebens besteht. Auf diese Voraussetzung der „Philosophie des Als-Ob“ hinzuweisen, nicht aber, sie zu beweisen, war das Ziel, das ich mir in meiner kleinen Untersuchung des Wahrheitbegriffes gestellt hatte.

Frankfurt a. M.

Dr. Adolf Lapp.



Kriegswirtschaft.

Unser Aufgabe ist nicht nur, die Wirtschaftsgüter in das richtige Verhältnis zum Bedarf zu bringen, sondern auch, sie vor Entwerthung zu schützen. Wenn die Heeresverwaltung sich Güter vorbehält, die sie schließlich nicht verwenden kann, oder Waaren, aus militärischen Gründen, auf ihrem Weg hemmt, so droht diesem Theil des Volksvermögens der Verlust seines wirtschaftlichen Wertes. Wir sind ohne Ueberfluß und müssen alle Rohstoffe und Fabrikate vernünftig ausnützen. Dafür soll die Kriegswirtschaft-Aktiengesellschaft sorgen. Betheiligt sind: die Kriegsministerien Preußens, Bayerns, Sachsens,

Württemberg, das Reichsamt des Innern, das Reichsmarineamt und drei Banken. Die Gesellschaft will Güter, die in den Besitz der Heeresverwaltung gelangen, für die Landesverteidigung aber nicht gebraucht werden, dem deutschen Wirthschaftsleben zuführen. Dabei handelt sich nicht um die Beschlagnahme privaten Eigenthums; die Gesellschaft handelt mit den Waaren, als ob sie von deren Eigenthümern beauftragt wäre. Wenn in Feindesland Vorräthe gefunden werden, wird natürlich nach dem Besitzer und seinem Recht nicht gefragt. Was auf unseren Bahnhöfen, weil die Güterwagen fehlen, liegen bleiben mußte, wird wieder in den Kreislauf des Güterumfahes gebracht und in Geld umgekehrt. Wenn die Entstehung neuen Geldkapitals muß beschleunigt werden.

Die Kriegswirthschaft-Gesellschaft sichert die nothwendige Beschränkung des Privateigenthums. Die Kriegsminister schätzen die Privatwirthschaft; sie suchen die Schäden zu lindern, die der grausame Krieg bewirken muß. Wir müssen mit allen Gütern sparsam sein und dürfen nichts verderben lassen. Daß der Staat sich ein Recht auf die Rohprodukte sichern mußte, hat die Kriegszeit deutlich bewiesen. Da der Umfang des Bedürfnisses nicht sofort erkannt worden war, nahm die Regierung wichtige Güter in Beschlag, um zunächst festzustellen, was vorhanden sei. Als die Statistik gesprochen hatte, ging es an die Vertheilung. Man gründete Aktiengesellschaften, die das Heer und die Industrie mit Rohmaterial versorgen. Die Verwerthung und Vertheilung von Rohstoffen erfolgt unter der Aufsicht der Reichsbehörden, die im Aufsichtsrath jeder Gesellschaft vertreten sind. Daß die Preise unter der erregenden Wirkung des Krieges stiegen, war nicht zu hindern; man durfte nicht von vorn herein das Verhältniß von Angebot und Nachfrage ganz aus den Zusammenhängen der Wirthschaft lösen. Die Aktiengesellschaften wollen und können nur die Preissteigerung vor allzu wilder Hast bewahren. Wir sehen eine Kammwoll-, eine Kriegsmetall-, Kriegschemikalien-, Kriegswollbedarf-, Kriegsleder-Aktiengesellschaft. Sie arbeiten mit ziemlich kleinem Kapital (von den Aktiensummen, die sich zwischen 2 und 6 Millionen bewegen, sind nur 25 Prozent eingezahlt und sie bilden, ungefähr wie bei den Versicherungsanstalten, nur einen Garantiefonds), das von Mitgliedern der einzelnen Industriezweige übernommen wurde. Der Bedarf der Armee geht natürlich jedem anderen voran. Aber die Lebensbedingungen der Privatindustrie werden nicht als *quantité négligeable* behandelt; sie muß ja für die Friedensernte sorgen. So ist verlangt worden, daß bei der Beschlagnahme von Rohmaterial ein Ausgleich zwischen den Bedürfnissen des Heeres und denen der Industrie gesucht werde. Besonders heiß umstritten ist das Leder. Die Heeresverwaltung hat alle Großviehhäute in Beschlag genommen. Die Privatindustrie glaubt nicht an die Gefahr eines Ledermangels; der könne nicht entstehen, wenn das Material nach kluger Bedarfsberechnung an Heer und Industrie vertheilt wird. Ein Kriegsleder-Ausrüstungsverband wurde dem Vesteidungsamt, das zur Deckung des Heeresbedarfes mitwirkt, angegliedert. Der Verband

selbst ist kein Erwerbsunternehmen; doch sind seine Mitglieder, Betriebe, die das Kriegsministerium zur Lieferung von Leder zuließ, natürlich nicht verpflichtet, auf Gewinn zu verzichten.

Die Kriegsgeellschaften sind meist in die Aktienform gekleidet. Die Aktie ist auch auf den Gebieten der Arbeit fürs Vaterland also als brauchbares Werkzeug anerkannt worden. Rentabilität und Dividende sind in unseren düsteren Tagen Probleme. Wie wurde so viel über Dividendenpolitik geredet. Das ist ein Knotenpunkt, wo Hauptlinien materieller Wünsche zusammenlaufen. Aus einer Richtung kommt der Aktionär mit dem Verlangen nach angemessenen Einnahmen; von der anderen Seite fährt der Staat ein, der Reserven fordert; auf dem dritten Gleis rollen die Anleihen heran, die Zeichner, also Ueberschuß des Vermögens, brauchen. Da kreuzen sich zwei Linien der Fürsorge für das Reich. Reserven müssen sein, damit die Solidität des Wirtschaftskapitals nicht leidet; und bares Geld ist nötig, damit die Schuldverschreibungen des Reiches Unterkommen finden. So weit die Reservefonds beide Pflichten dadurch erfüllen können, daß sie in Staatspapieren angelegt werden, ist eine „gemeinsame Formel“ für die Erledigung des doppelten Wunsches gefunden. Aber das Publikum soll auch Anleihen kaufen; denn die Aktiengesellschaften können nicht alles bare Geld dem Betrieb entziehen und in Effekten festlegen. Läßt das Privatvermögen reichen Ueberschuß, so sind die Anleihen ohne große Mühe unterzubringen. In den meisten Fällen richtet sich die Höhe der Dividende nach dem Aussehen der Bilanz. Eine Ausnahme machen die Hypothekenbanken; nicht alle zeigen Lust, ihre Dividenden zu verringern. Das aber wünschen preussische Staatsbehörden. Die norddeutschen Institute werden sich fügen. Ob auch die bayerischen Pfandbriefbanken, die ihre Reserven für ausreichend halten? Die Zeit wirds lehren. Die berliner Großbanken aber und die Provinz institute werden ihren Aktionären weniger geben als im vorigen Jahr. Das gebietet schon der Rückgang des ganzen Geschäftes. Die Nationalbank für Deutschland hat die Dividendenreihe des Jahres 1915 mit einer Null eröffnet. Der neue Mann will reinen Tisch machen und gründlich abschreiben. So ist zunächst ein Verlust entstanden, dessen wirklichen Umfang erst die Jahre nach dem Krieg zeigen werden; denn es ist möglich, daß Effekten- und Konfunktionalbestände, Grundstückengagements und Außenstände, die abgemagert sind, wieder Fett ansetzen.

Die Industrie ist in ihrer Beweglichkeit nur da gehemmt, wo eine Anpassung nicht möglich war. Der Krieg hat den Glauben an den Segen des freien Wettbewerbes gelockert. Die Widersacher der Kartelle in der Bergbauindustrie sind nachgiebig geworden. Die schwierigste Preisfrage des Eisengewerbes ist beantwortet worden. Stabeisen wird heute nicht mehr unter 112 Mark für die Tonne verkauft; im Jahr 1913/14 war es für 90 Mark zu haben. Auch der Erneuerung des Kohlsyndikates war der Krieg günstig. Lange blieb das Schicksal dieses wichtigen Kartells dunkel. Nun ist der Krieg ja an sich kein

Gemüth des Abjages. In blockirten Ländern erhöht sich sogar der Werth der nothwendigen Rohstoffe, die, im geschlossenen Raum, gegen das Eindringen feindlicher Produkte gesichert sind. Aber die Bedeutung einer guten Organisation wird jetzt erst recht gewürdigt. Der Syndikatsgedanke ist stärker als je. Daß Deutschland als geschlossener Handelsstaat weiterlebe, kann unsere Industrie nicht wünschen. Bisher hat die Störung des deutschen Welthandels keiner anderen Nation großen Vortheil gebracht; nicht einmal den Vereinigten Staaten, der größten neutralen Wirthschaftsmacht. Sie verdienen zwar viel an der Lieferung von Kanonen, Flinten, Munition und Getreide, haben aber das Gesamtergebniß ihrer Handelsbilanz nicht verbessert. Der Außenhandel ergab 3902 Millionen Dollars; 310 Millionen weniger als 1913. Schuld daran war nicht etwa nur die Tarifreform, die in den sieben friedlichen Monaten des Jahres wirksam war, den Export verringerte und die Einfuhr steigen ließ, sondern auch der Krieg. Nur die Getreideausfuhr brachte großen Gewinn. England muß für amerikanischen Weizen zahlen, was die Dollarmänner fordern. So rächt sich das Pankeeland für die Erwürgung seines Kupferhandels. Auch der Stahltrust hat schlechte Geschäfte gemacht. Die Dividende der Commonshares, die ein Jahrzehnt lang 3 Prozent betrug, wurde auf 3 Prozent erniedrigt; und der Werth der Aufträge, die ins neue Jahr genommen wurden, blieb um 500000 Dollars hinter der Vergleichsziffer des Vorjahres zurück. Die Kriegslieferungen sind besonders in den beiden letzten Monaten des Jahres in der erhöhten Exportsumme fühlbar geworden. England und Frankreich haben in der Kriegszeit natürlich nicht an sich zu ziehen vermocht, was Deutschland verlor. Im Dezember war der Werth der in England eingeführten Waaren nur um $3\frac{1}{2}$ Millionen £ geringer als im Dezember 1913, weil Amerika allein für 20 Millionen Dollars mehr in England abgesetzt hatte. Diese Steigerung gehört aufs Konto der Weizeneinfuhr. Die deutschen Anilinfarben werden vermehrt. Eine Gesellschaft mit 2 Millionen £ Aktienkapital und 1 Million £ Obligationen sollte gegründet werden; aber die Zeichnung des Kapitals scheint schwierig gewesen zu sein. Und die Regierung lehnte Betheiligung oder Garantie ab. Die beiden Hauptverbände der Interessenten, die Bradford Dyers Association und die Calico Printers, wollten sich über den Absatz der neuen Anilinfabrikate auch nicht einigen. Nun soll ein zweiter Versuch gemacht werden; denn England will durchaus eine eigene Chemische Industrie haben. Frankreich ist in seiner Handelsbilanz (um 2360) auf 10114 Millionen Francs gedrückt worden. Diese Veränderung ist nicht sehr beträchtlich; die Einfuhr von Nahrungsmitteln blieb fast auf der Höhe des Jahres 1913 und die Ausfuhr von Fabrikaten hat sich, weil viel Kriegsmaterial an Rußland und Serbien geliefert wurde, nur (um 645) auf 2355 Millionen Francs verringert. Daß sie mit ihrer Industrie eines Tages den Weltmarkt beherrschen können, hoffen die Franzosen wohl selbst in den kühnsten Träumen nicht mehr. L a d o n.

Hildesheimer Bank.

Die Aktionäre unserer Bank werden hierdurch zur

29. ordentlichen Generalversammlung

auf Sonnabend, den 27. Februar 1915, mittags 12 Uhr,

in Hildesheim im Bankgebäude

eingeladen.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes und Vorlage der Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1914.
2. Bericht des Aufsichtsrats.
3. Beschlussfassung über die Bilanz und die Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1914.
4. Entlastung des Aufsichtsrats und des Vorstandes.
5. Beschlussfassung über Verteilung des Reingewinns und Auszahlung der Dividende.
6. Aufsichtsratswahlen.

Hildesheim, den 6. Februar 1915.

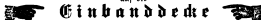
Hildesheimer Bank.

Der Aufsichtsrat.

v. Voigt, Vorsitzender.

Gestellungen

auf die



Einbände

zum 89. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. I. Quartal des XXIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schenk-Konferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalefeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvane. Der heilige O'Shea. Nicka und Erfurt. Mahade. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Supremale. Wieschätzschmich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a.D. Lessing-Konfession. Manneant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thian. M. d. H. Eroica. Der ewige Batrabas. Sem. Dynamistik. Der 2½-Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 96. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Gesellschaften. Skafat



Camphausen-Cönnchen-Siphon

Frisch. Sauber. Selbstbedienung. keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter	M.
Nürnberger, Münchner, Culmbacher	Siphon	3,40
Köstritzer Schwarzbier		3,25
Dunkles Lagerbier		2,75
		2,30

frei Haus oder Bahnhof Berlin. In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.

F. & M. Camphausen,
Berlin SW. 11. Tel. Litw. 324/115
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbier hat Preisliste.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft, Berlin, Wilhelmstr. 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Wolff

Deutschlands führende
Zigarettenmarke
Zusatzfrei



Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 91 B, 99, 35 und 44, Autoomnibus etc. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Rittersstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Kalbschestrass, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkors, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtouletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.